

Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1934

Heft 2

Verklärter Herbst.

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise,
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Rahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter. Georg Trapp.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Frau Böbeli erschien. Sie war eine kleine, rundliche Person von lebhaften Bewegungen. In ihrem Gesicht lagen ebensoviel Güte wie Zeichen eines Kummers und harter Arbeit, mit der sie täglich tapfer fertig zu werden suchte. Sie wuschte sich die Hände an der vorgebundenen Schürze ab, und da sie im Halbdunkel des Ganges ein armseliges Männchen mit vollem Sacke gewahrte, schloß sie ohne weiteres auf einen Hausierer und sagte, da sie in der Küche von ihrer Berrichtung weggerufen war, in ungehaltenem Tone: „Ich brauche nichts!“

„Ich habe auch nichts zu verkaufen,“ wehrte sich Chueri und steuerte gleich fest auf sein Ziel los. „Ich bin da wegen Euerm Schürli im Girenmoos.“

Frau Böbeli horchte auf. „Was ist mit dem Schürli?“

„Wenn ich darin übernachten und überhaupt mein Quartier dort aufschlagen dürfte!“

„Das möcht' ich Euch nicht raten.“

„Ich weiß, der Bauer im Hüebli hat mir allerlei erzählt.“

„Ihr habt mit dem Baltisser gesprochen?“

„Ich kenne die ganze Geschichte. Ich weiß vom Geist, von den Ketten und vom Ziegenbock.“

„Und Ihr habt trotzdem den Mut, eine Nacht in der Scheune zu verbringen?“

„Warum nicht? Ich fürchte die Toten weniger als die Lebendigen.“

„Wie meint Ihr das?“

„Man erfährt eben gar mancherlei. Die lieben Mitmenschen haben es darauf abgesehen, einem die Lage gar sauer werden zu lassen.“

Der seltsame Vagabund begann die Bäuerin zu interessieren. Sie ging in die Küche zurück, nahm eine Pfanne vom Feuer und gab alsdann dem Alten einen Wink, in die Stube zu treten. Sie zündete das Petrollicht an und schaute in

der Heiligkeit dem Fremdling aufmerksam ins Gesicht.

„Wir haben seit Jahren mit dem Scheuerlein im Girenmoos nichts mehr zu tun.“

„Es ist nicht ganz zerfallen,“ warf Chueri ein. „Man könnte am End' noch etwas aus ihm machen.“

„Es ist ein heimeliges Stübchen drin, zwei Kammern und ein Keller. Im Stall liegt noch etwas Stroh auf der Brücke, auf dem Heuboden etwas Futter. Aber seitdem unser Ziegenbock so eine üble Nacht drin verbrachte, ist auch uns alle Lust vergangen, den letzten Vorrat an Emd aus diesem verwunschenen Hüttlein aufzubrauchen.“

Chueri lächelte auf den Stockzähnen. Ein seltsames Lächeln huschte auch um seine Mundwinkel. „Wenn alles nichts als ein dummer Spuk wäre?“

„Ich möcht' es Euch nicht raten, dieses Teufelswerk nur eine Nacht mitanzuhören und über Euch ergehen zu lassen. Wenn Ihr heut nicht mehr weiter kommt, wird schon in Oberwiesen noch irgend ein Schlupf aufzutreiben sein, wo Ihr bleiben könnt'.“

„Es sollt' eben nicht nur für diese Nacht sein.“

„Was treibt Ihr? Habt Ihr einen Beruf?“

„Ich helfe den Bauern, wo's etwas zu helfen gibt. Ich kenne mich bei dem Vieh aus, auf den Wiesen und „mause“. Wie steht's hier in Oberwiesen?“

„Wir haben ganze Völker von Mäusen hier herum. Wenn Euch gelingt, unsere Matten zu säubern, die Oberwieser würden Euch gern in den Dienst nehmen. Ihr machtet dann die Kunde, ein paar Wochen hier, ein paar Wochen dort.“

„Just diesem ewigen Herumgeschupftwerden möcht' ich endlich aus dem Wege gehen. Seit Jahren treibe ich's so, ich habe in unzählige Häuser gesehen und manche schlimme Zeit mitgemacht. Du lieber Gott, was man da mit den Jahren erleben muß! Ohne daß man's merkt und will, ist man in die traurigsten Händel verwickelt. Auf beiden Achseln zu tragen ist ebenso vom Übel, wie deutlich Farbe zu bekennen. So trommelte man mir denn von allen Seiten auf den Rücken, und unverhofft war die Zeit da, daß ich meine Siebensachen aufpackte, wenn ich nicht ganz des Teufels sein wollte. So wär's mir just ein gemächtes Wieslein, wenn ich in der Moos-

hütte unterkommen und von hier, unabhängig wie ein König, auf den einzelnen Höfen meiner Arbeit nachgehen könnte.“

„Beim Ruckuck! Ihr seid mir ein lustiger Kauz! Mein Mann wird lachen, wenn er solches vernimmt. Er dürfte übrigens jeden Augenblick da sein. Nehmt Platz! Ich muß schnell nach meinen Kartoffeln schauen.“

Frau Böbeli ging eilig in die Küche.

Chueri Rindlisbacher guckte sich in der Gubelstube um. Sie war hübsch aufgeräumt und redete von schönem Wohlstand. Ein paar Diplome verkündeten, daß auf dem Gubel ein guter Most gefeiert wurde und der Bauer ein paar erstklassige Prämienkühe im Stalle stehen hatte. Chueri setzte sich hinter den währschaffen Schiefertafeltisch und ließ seine Augen wandern. „Am End' könnt's einem auch hier gefallen, wenn man unterkäme,“ überlegte er sich. Die Stube erweckte einen gar heimeligen Eindruck. Er mochte bestimmt sein durch den großen, grünen Kachelofen mit den blanken Messingknöpfen. Ein weiß und rot gemustertes Vorhänglein schloß den freien Raum zwischen dem obern Rand und der Decke. Wie verlockend mußte es im harten Winter sein, über die paar Tritte hinaufzusteigen und sich auf den warmen Platten zu strecken! An der Wand, dem aufmerksamen Beschauer gegenüber, hing das Ordnungsgewehr, daneben hinter Glas und Rahmen ein bunter Konfirmandenspruch und ein Andenken an die alten und ersten Bauersleute auf dem Gubel.

Chueri war noch lange nicht fertig, die Stube zu mustern. Da kamen schwere Schritte aufs Haus zu, über die Treppe, und nun trat der Bauer in die Türe, eine zähe, etwas mürrische Figur, die dem Harrenden wenig Vertrauen einflößte. Er nahm vom Fremdling kaum Notiz, hängte seinen alten Filz an den nächsten Haken und zog den Rock aus. Er schien von einem Gange zu kommen, der ihm mehr Ärger als Befriedigung eingetragen. So ließ er denn seinem Anmut ungehemmten Lauf und brummte etwas Unverständliches vor sich hin. Rindlisbacher erhob sich. Im gleichen Augenblick kam die Bäuerin herein und ging erstaunt auf ihren Mann zu: „Und, was hast du ausgerichtet?“

„Der Teufel hol das ganze Gericht!“ schimpfte Böbeli. „Aber die sollen nur warten. Ich werd' ihnen die Hölle schon heiß machen.“

Das war deutlich genug. Ihr Mann hatte wieder einmal einen un guten Tag. Wenn er in diesem Tone schimpfte, war Feuer im Dach. Sie suchte ihn abzulenken. „Schau, Adolf, wir haben Besuch bekommen.“

Zöbeli maß den Alten mit mißtrauischen Blicken. „Was will er?“ wandte er sich seiner Frau zu.

„Ein Safermenter ist er,“ sagte sie aufgeräumt. „Denk dir, der möchte in unserm Hüttlein im Girenmoos Quartier nehmen.“

Jetzt schaute ihn der Bauer verwundert an. Er faßte ihn scharf ins Auge und schien aus dem fecken Männchen nicht klug zu werden.

Chueri faßte sich ein Herz. „Ja, Bauer, Ihre Frau hat für mich das Eis gebrochen. Die Scheuer hat mir so gut gefallen, daß ich mein, es wäre jammerlich, wenn nicht irgend ein Nutzen aus ihr gezogen würde.“

„Gibt's bald B'nacht?“ fragte Zöbeli und setzte sich hinter den Tisch. „Die Strahlsdonner haben mir zwar den Appetit gründlich genommen, aber es ist Zeit, und wenn man vom See heraufgestiegen ist, mag man alleweil eine Kleinigkeit. — Und Ihr haltet gleich mit,“ wandte er sich dem Alten zu.

„Bergelt's Gott,“ nickte das Männlein. „Dat tut Ihr mir schon einen Gefallen, denn, mit Verlaub zu sagen, ich hab' heut' noch nirgends etwas Warmes bekommen.“

Die Bäuerin deckte den Tisch.

Die Männer gerieten miteinander ins Gespräch. Chueri Rindlisbacher verstand es, für sich einzunehmen. Im Lauf seiner Wanderungen und in der langen Zeit, da ihn das Leben in eine harte Schule genommen, hatte er gelernt, bei den Leuten am rechten Ort auf den Busch zu klopfen. Er hatte bald heraus, wie man in jedem Haus sich einstellen mußte, und wenn er einmal im Zweifel war, versuchte er's mit einer zutunlichen Geschwätzigkeit, ohne dabei lästig zu fallen. Er hatte lange Geschichten im Vorrat, die man je nach Bedürfnis in Ernst oder Heiterkeit umbiegen konnte. Er salzte sie mit einer guten Weltkenntnis und verteilte Lobsprüche und spitze Pfeile mit piffiger Gewandtheit. Er brachte wenigstens den aufgeregten Zöbeli ziemlich flink so weit, daß sein Unmut verroch und er sich anschickte, auf sein sonderbares Anliegen einzutreten. Der Bauer räusperte sich und kehrte sich dem Männlein zu: „Ich möcht' Euch nicht raten, was Ihr im Sinne habt. Auf alle Fälle, Ihr unternehmt's auf

Eure Verantwortung. Und wenn Euch der Fockli-Peter ins Ohr zwickt, wenn er Euch einen Streich spielt und gar noch den Kopf verdreht, wie er unsern Ziegenbock überstellt hat, ich will nicht Schuld daran sein.“

„Der Fockli-Peter?“ Chueri mußte nicht, um wen es sich handelte.

Inzwischen war das Nachteffen fertig geworden. Frau Zöbeli trug den Kaffee in die Stube; hinter ihr drein folgte eine resolute Magd mit zündroten Wangen und dicken Armen. Sie mochte die schönsten Sommer hinter sich haben und mußte sich beeilen, wenn sie vom Leben noch einen lustigen Zipfel erwischen wollte.

„Dorothee, schaut, daß die Milch nicht überkiedet, und dann bringt auch gleich noch den Käse und die Kartoffeln.“

Die Magd warf dem Fremdling einen neugierigen Blick zu. Dann verschwand sie wieder in der Küche.

Inzwischen trat der Knecht ein, der Ehlfel. Mit seinen schweren Schuhen schlurfte er laut über den ausgelaufenen Lannenboden und setzte sich an seinen Platz, ans untere Ende des Tisches. Bis das Nachteffen fertig vor ihm stand, stützte er seine Ellbogen breit neben dem Suppenteller auf und überlegte, was der fremde Eindringling wohl auf dem Gubel zu suchen hätte.

Chueri schien sich aus den herausfordernden Blicken des blonden Krauskopfes nicht viel zu machen. Im Gegenteil. Er war im Gubel bereits etwas warm geworden. Um ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen, fragte er Zöbeli, als die gebratenen Kartoffeln auf der irdenen Platte dampften: „Was ist's mit dem Fockli-Peter?“

Da Chueri diesen Namen aufgriff, schien eine seltsame Bewegung sich aller Tischgenossen zu bemächtigen. Es war, als ob sie in ängstlicher Unwandlung einander näher rückten und eines den Armel des andern fühlen wollte. Frau Zöbeli schraubte den Docht der Lampe etwas höher. Es mußte ganz hell sein in der Stube, wenn man vom Fockli redete. Denn das Halbdunkel verdoppelte und verdrehte die ungeheuerlichen Gedanken, es schaffte ungemütliche Vorstellungen, und am Ende, wenn man recht hinschaute in so einen dimmerigen Stubenwinkel, hockte der Unhold selber dort und verdrehte seine Augen.

„Ihr müßt nämlich wissen“, hob jetzt der Bauer an und warnte den alten Chueri, „es

ist der Fockli-Peter, der im Girenmoos umgeht.“

Kindlisbacher schöpfte seinen Teller mit Kartoffeln voll und tat, als ob ihm diese Eröffnung nicht den geringsten Eindruck machte. Die guten Bissen schienen ihm trefflich zu munden. Er sprach auch dem Kaffee beträchtlich zu und ließ sich Zeit. Erst nach einer ordentlichen Weile hob er den Kopf und blinzelte über den Tisch. „Ich bin schon mit mancherlei Leuten fertig geworden. Ich werde auch mit dem Fockli-Peter den Rank finden.“

„Das hat schon mancher behauptet,“ bemerkte Zöbeli. „Nun, was ist deine Meinung, Chlesel?“

Der Knecht wischte sich mit der Rechten umständlich den Mund, legte den Löffel neben das rot umränderte Beckeli und sagte mit Nachdruck: „Mich wenigstens brächte niemand mehr mit zehn Kossen zwischen elf und zwölf Uhr spät am Girenmoos vorbei.“

Da zwickte der Teufel die handfeste Dorothee. Sie liebte es, dem Knecht von Zeit zu Zeit einen Stüber zu geben. Wenn sie es auch nicht böse meinte, mußte sie doch geneckt haben, und wenn's ihr nur darum zu tun war, dem dummen Chlesel zu zeigen, daß sie sozusagen auch noch am Tische saß und einer Beachtung wert war. So stüpfte sie denn: „Ei, ei, der Fockli-Peter hat meines Wissens noch niemandem etwas zu Leide getan in ganz Oberwiesen. Und wenn er's auch oft etwas arg getrieben hat — was ich noch nie gehört habe — ist er doch immer hübsch in seiner Hütte geblieben.“

„Er wird wohl wissen warum,“ warf jetzt die Bäuerin ein. „Seitdem das Girenmoos-Scheuerlein unter den drei höchsten Namen und unter Mithilfe des Kapuziners Antoni feierlich vernagelt worden ist, kann er niemals mehr hinaus, und auf ewig ist er in seinen Schlupf gebannt.“

„Es muß schon so sein,“ unterstützte sie der Bauer. „Wenn ich es von allem Anfang an gewußt hätte, würd' ich das Hüttlein nie gekauft haben. Das Geld ist aus dem Fenster geworfen, das ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren ausgelegt habe. Und noch jetzt seh ich, wie sich der Chämblar Heiri ins Fäustchen lachte, als ich ihm das bare Geld dafür auf den Tisch zählte. Es war freilich wenig, für so ein Hüttlein, mit dem man noch allerlei anfangen konnte. Aber bald mußte ich einsehen, daß auch das noch zu viel war. Denn wenn es jetzt für nichts und wieder nichts herumsteht und verlottert, hab' ich wirklich keinen Schick gemacht.“

Der alte Chueri hatte inzwischen fleißig wei-

tergeessen. Seine Augen flogen über den Tisch, auf dem noch mancherlei Schmachhaftes herumstand. Seine Ohren aber lauschten der Unterhaltung, die immer kurzweiliger und interessanter wurde. Von Zeit zu Zeit fielen ein paar Andeutungen. Aber jetzt, da das Mahl vorüber war, wußte er immer noch nicht, was es eigentlich für eine Bewandnis hatte mit dem geheimnisvollen Fockli-Peter. Wenn er sein Nachbar und Hausgenosse werden wollte, mußte er doch im klaren sein, mit wem er's zu tun hatte.

„Gewiß hat er eine Schandtät auf dem Kerbholz,“ forschte das pfliffige Männlein. „Aber kein Unheil ist so groß, daß es die Zeit nicht doch einmal wegwischt. Und was zwanzig Jahre nicht fertigbringen, räumen hunderte fort.“

„Wenn die Menschen nicht wären. Aber die sorgen dafür, daß das Alte immer wieder aufgefrißt und aufgetischt wird. Von den Eltern geht's auf die Kinder, von den Kindern auf die Enkel, von einer Generation auf die andere. Und der Fockli kommt nicht zur Ruhe. Es wär schon an der Zeit, daß er für immer und ewig ins Grab steigen könnte. Den Frieden gönnt' ich ihm gerne. Denn wahrlich, er hat genug gebüßt im Leben und im Tode.“ Zöbeli erhob sich. Er nahm das Blättlein aus dem Halter und überflog den Bericht vom letzten Viehmarkt. Dann horchte er auf und ging ans Fenster. Er öffnete einen Flügel. Ein unfreundlicher Luft wehte ihn an, ein paar Tropfen wurden ihm ins Gesicht geblasen. Nun folgte ein Windstoß. „Wohl wohl, wir bekommen ein schönes Hudelwetter,“ sagte er, schloß das Fenster und klopfte am Barometer. „Kein Wunder! Er steht so tief wie schon lange nicht mehr. Auf Sturm, und jetzt ist er bereits da.“

Frau Zöbeli und Dorothee sprangen davon und stiegen in die obern Stöcke, um alles niet- und nagelfest zu machen, was irgendwie dem Unwetter einen Angriffspunkt bieten könnte.

Nun pfliff und blies es um die Ecken, daß es eine Art hatte. Der Sturm schüttelte die Bäume. Das war ein Brausen und Rauschen, ein Stoßen und Fauchen, als ob ein Ungeheuer losgelassen wäre und über die Matten und durch das Dorf tobte. Es war eine Freude, unter einem sichern Dache geborgen zu sein. Im Gubel brauchte man keine Angst zu haben. Das Haus war gut gebaut und trogte auch dem rauhesten Wirbelwind. Zu oberst unterm Gebälk lag auch ein Karfreitagsei versteckt, das vor allem Unwetter



Bauernthypen.

Phot. S. Feuerstein, Schönlis-Strahlp.

schützte. Irgendwo im Freien fiel ein Balken. Man hörte ein Poltern durch das Fenster. Eine Scheibe klirrte in der Nachbarschaft. Nun rollte ein ferner Donner. Ein Gewitter um diese Zeit, da der Herbst schon anrückte, war ein außer-gewöhnliches Ereignis.

Nun saßen sie wieder alle in der Stube beisammen, die Bauersleute, der Knecht und der alte Chueri. Aus der Küche hörte man die Magd hantieren, die noch mit dem Abwaschen des Geschirrs beschäftigt war. Sie beeilte sich mehr als sonst. Denn sie wollte die Geschichte vom Fockli-Peter nicht verpassen. Lange war von ihm nicht mehr die Rede gewesen.

Zöbeli hatte just den Anfang gemacht, als Dorothee hereintrat und mit einem Strickstrumpf sich auf die Ofenbank setzte.

„Ja ja, das ist ein unheimlicher Kumpen gewesen. Ich hätte nicht mit ihm Kirschen essen mögen. Wenn nur die Hälfte wahr ist, was man sich hierlands von ihm erzählt, war's höchste Zeit, daß sie ihm den Prozeß machten.“

Damit hatte der Bauer den Faden der Erzählung gefunden und spann ihn fleißig weiter. „Als Kesselflicker zog der Fockli mit einer fremden Horde in der Welt herum. Immer erschrafen die Leute, wenn der mit einem dunkeln Tuch überzogene Wagen daherkam. Die Kinder rannten nach Hause. Alle Riegel wurden im ganzen Dorfe geschoben. Mit diesem Volk wollte man nichts zu tun haben. Ein halbblames, fadenscheiniges Köpflin, dem man die Rippen zählen konnte, schleppte den Karren. Unter dem Dach freischten kleine Kinder. Schwarze Strubelköpfe guckten hervor. Es war eine wilde Schar, die die Gegend unsicher machte. Wie Hexen humpelten die Frauen und Mädchen daher. Ihre schwarzen Haare flatterten im Wind. Ihre Augen blitzten wie Feuer. In Fesseln hingen ihnen die Kleider vom Leibe. Und doch, zwei Mädchen sollen bildhübsch gewesen sein. Das eine, eine braune, leidenschaftliche Teufelin hatte es dem Fockli angetan. Ihr zuliebe hatte er seinen Beruf aufgegeben — er war Schlosser gewesen — und sich dem zerlumpten Zuge angeschlossen. Die Kesslerer redeten eine fremde Sprache, die er nicht verstand. Mit der Zeit lernte er ein paar Brocken. Mag sein, das Abenteuerliche eines solchen Lebens hatte ihn auch verlockt. So zog er denn landauf und -ab, von Gehöft zu Gehöft, von Dorf zu Dorf. Aus Angst vor der Polizei mieden sie größere Örtlichkeiten, nächtigten am liebsten in Waldlichtungen und in der Nähe eines

Heimwesens, wo immer ein frecher Fang und Raubzug unternommen wurde. Bald war der Fockli-Peter wie das übrige Gefindel verwahrloht. Man erkannte ihn nicht mehr. Ein roter Stoppelbart wucherte im Gesicht, sein Hemd war durchlöchert. In sein ganzes Wesen kam etwas Schleichendes, Heimtückisches, Schrecken Erregendes. Kein Wunder, daß niemand etwas mit ihm und seinen Leuten zu tun haben wollte. Sie wurden von Grenze zu Grenze geschoben, und überall, wo sie gezwungen und unter polizeilicher Begleitung das Feld räumten, atmeten die Leute auf, und die Frauen sagten ein lautes Gottlob.

In dieser Gegend hatten sie sich oft herumgetrieben. Sie fanden gute Schlupfwinkel. Im Schutze der Wälder und Lobel fühlten sie sich sicher. Tag und Nacht waren die Bauern auf der Hut. Wenn der rote Fockli sich einer Behausung näherte und nach schadhafte Kesseln fragte, die er wieder instand zu setzen versprach, wollte niemand ihm etwas anvertrauen. Die Hausfrauen warfen ihre Pfannen lieber zum alten Eisen, als daß sie sich mit ihm eingelassen hätten. Das verdroß ihn und machte ihn wütend. Brummend trollte er sich von dannen und rief ihnen eine drohende Verwünschung nach. „Wartet nur, ich will euch die Hölle schon heiß machen!“ Wenn er dann ohne Arbeit zu seinen Leuten zurückkam, wurden sie ungeduldig. Sie schimpften ihn aus, die braune Teufelin am lautesten. Ein paarmal besann er sich eines bessern und erinnerte sich seines alten Berufes und des schönen, wenn auch bescheidenen Auskommens, das er als Schlosser gefunden. Er überlegte sich, ob er bei Nacht und Nebel nicht Reißaus nehmen und in die alte Umgebung zurückkehren sollte. Er brachte es nicht über sich. Die junge, braune Hexe hatte ihn zu fest umgarnt. Immer wieder zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Arme; er kam nicht mehr los von ihr.

Der Winter stand vor der Tür. Es wurde schon kalt, und durch die Bäume und in den Wagen pfiß ein bis ins Mark dringender Nord. Hunger meldete sich. Die Kesselflicker gingen einer schlimmen Zeit entgegen.

Da waren sie auch wieder einmal in die Nähe von Oberwiesen gekommen. Im Girenmoos wohnte das Gummer-Anneli, ein altes, hinfälliges Weiblein. Es mochte gegen die achtzig Jahre zählen. Sein Mann war vor ein paar Jahren gestorben. So lebte es mutterseelenallein in seinem Häuschen und ließ sich nur sel-

ten im Dorfe blicken. Man sagte, es habe einen Haufen Geld, und wenn es auch recht ärmlich tue und Rappen spalte, liege doch in seinem Laubsack manch blanke Dublone versteckt. Man habe schon etwas Klimpere hören. Niemand wußte jedoch etwas Bestimmtes. Schon mehr als eine Woche war das Gummer-Anneli nicht mehr im Dorfe gesehen worden. Es fiel auf, man begann sich besorgt nach ihm zu erkundigen. Eine Bäuerin machte sich auf und klopfte im Girenmoos an die Tür. Niemand rief: herein! Die Bäuerin klopfte wieder, und als sie noch einmal keine Antwort erhielt, trat sie von sich aus in die Stube. Hier war alles durcheinander geworfen, Stühle und Besen, leere Schubladen lagen auf dem Boden herum, Tücher, Fächer, ein Messer, ein blutiger Hammer. Die Bäuerin argwöhnte etwas Schlimmes. Sie guckte in die Kammer, und was sie befürchtet hatte, schien sich erfüllt zu haben. Das Gummer-Anneli lag tot auf dem Bett, der Laubsack war aufgerissen, im ganzen Zimmer herrschte eine furchtbare Unordnung. Das Weiblein mußte einem raubgierigen Unhold zum Opfer gefallen sein. Ein Aufruhr ging durch die ganze Gemeinde. Fieberhaft forschte man nach dem Mörder. Der blutige Hammer war ein stummer Zeuge der grauenvollen Tat. Gar bald erinnerte man sich, daß die Kesselflicker wieder im Lande gewesen. Aber schon lange hatten sie das Weite gesucht. Welchen Weg hatten sie eingeschlagen? Man fahndete weit im Lande herum nach ihnen. Irgendwo im Solothurnischen wurde die ganze Bande aufgegriffen. Der Fockli-Peter war noch unter ihnen. Sie wurden festgenommen und mußten ein scharfes Verhör über sich ergehen lassen. Viele sie belastende Dinge kamen zum Vorschein. Die braune Teufelin trug ein buntes Tüchlein, in das die Buchstaben des Gummer-Anneli eingestickt waren. Im Verlauf der Unterhandlung verwickelte sie sich in gefährliche Widersprüche. Mehr und mehr richtete sich der Verdacht auf den Fockli-Peter. Schließlich wurden die Vermutungen so eindeutig bestätigt, daß kaum mehr ein Zweifel bestehen konnte, daß er das Gummer-Anneli umgebracht hatte. Er leugnete noch immer und beteuerte seine Unschuld. Es nützte ihm nichts. So wurde ihm der Prozeß gemacht. Man erklärte ihn schuldig und verurteilte ihn zum Tode. Nach ein paar Tagen wurde auch das

Urteil vollzogen. Es war der letzte Kopf, der hier herum unter der Hand des Scharfrichters fiel."

So lautete die blutige Geschichte Zöbelis. Als er mit der Erzählung zu Ende war, blieb es in der Stube ein Weilchen still. Dorothee hatte schon längst ihren Strickstrumpf bei Seite gelegt. Mit Entsetzen hatte sie das traurige Schicksal des Gummer-Anneli miterlebt. Sie stellte sich vor Augen, wie es im Girenmoos gefunden wurde, und ein Schauer des Schreckens rieselte ihr über den Rücken.

Chleffel hatte noch eine kleine Ergänzung zur Darstellung des Bauern nachzutragen. Als der Fockli-Peter sein Urteil in der Zelle erfahren, habe er so wild um sich gehauen, daß er die Kette, an die er gelegt worden war, zerrissen habe. Und als er auf die Richtstätte geführt worden sei, habe er beständig die Fäuste zum Himmel erhoben und geflucht, so schnell werde man mit ihm nicht fertig, und wenn man zu Lebzeiten nicht auf ihn hören wolle, werde er im Tode sich noch zu wehren und zu rächen wissen.

"Und der Sakramenter hält seine Drohung. Sein Geist geht noch jetzt im Girenmoos um, und wenn die Ketten rasseln, sind es die Ketten, die er im Gefängnis gesprengt hat."

"Der Meinung bin ich allerdings nicht", warf die Bäuerin ein. "Der Kapuziner hat gesagt, als wir das Hüttlein vernagelten, es sei die unerlöste Seele, die immer an den Ort ihrer Missetat zurückkehre. Der Fockli-Peter habe einen schweren Lebtage und müsse eine furchtbare Buße über sich ergehen lassen. Er würde wohl selber gerne die Ruhe finden, aber seine Zeit sei noch lange nicht um."

"Und jetzt, habt Ihr noch immer Lust, im Girenmoos Quartier zu nehmen?" wandte sich der Bauer an den alten Chueri.

Dieser befaß sich ein Weilchen. Dann sagte er: "Mit dem Fockli-Peter will ich schon fertig werden. Wenn er's aber gar zu arg treibt, kann ich immer noch abziehen und sehen, wo ich unterkomme. So übel wird's nicht zugehen. Ich spreche nur ein paar Vaterunser und der Spuk wird verschwinden."

Im Kasten schlug die Uhr elf. Das Männlein erhob sich, griff nach dem Stock und schwang sich das Felleisen über den Rücken.

(Fortsetzung folgt.)